

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 39.

Berlin, Freitag den 31. März

1843.

Dänemark.

Die Grönländer.

Von Jens Schielderup Sneedorf.

Die Spanier entdeckten eine neue Welt, und diese Entdeckung wurde die Quelle von vielen neuen Wahrnehmungen und Erfahrungen in den Naturwissenschaften, der Arzneikunde, Erdbeschreibung, im Handel und in der Schiffahrt. Aber das wichtigste Gebiet alles menschlichen Wissens, die Geschichte der Menschheit selbst, gewann durch diese Entdeckung nur äußerst wenig. Die Bewohner der neuen Welt bestanden zum Theil aus Wilden, zum Theil aus verweichtlichen Völkern. Die Wilden zeigten den Menschen in seinem rohesten Zustande, in welchem er noch dem Thiere gleicht und seine Freiheit nur dazu gebraucht, um zu rauben und zu verwüsten, — also gerade so, wie uns die Geschichte die ersten Bewohner Europa's und Asiens beschreibt. Bei den gebildeteren und in Städten lebenden Völkern hingegen traf man mit den Reichtümern und Künsten auch alle Laster und Gebrechen, welche den Untergang der Staaten herbeiführen, nämlich Heißeigheit, Leppigkeit, Bollust, Tyrannie, Aberglauben und Knechtschaft. Dies war nichts Neues, — nichts, was man nicht schon im alten Babel, in Ninive, Tyrus, Jerusalem, Rom und Karthago gefunden hätte. Auch in denjenigen Laster, von welchen man glaubt, sie entstehen zufällig und pflanzen sich dann durch das Beispiel fort, auch in diesen glich die neue Welt der alten. Sie hatte ihre abscheulichen Götzen, denen Menschenopfer gebracht wurden, ihre Despoten, Eroberer und Menschenfresser.

Die Reichtümer und die Fruchtbarkeit der neuen Welt erregten die Begierden der Europäer; — sie wetteiferten, sich eines Landes zu bemächtigen, auf welches sie kein anderes Recht hatten als das, was ihnen die Uebermacht und die Erfindung des Schießpulvers gewährte. Unsere Landsleute — die Dänen — kamen zu spät, um ein neues Peru oder Mexiko zu finden; aber sie entdeckten ein Land, in welchem Menschen lebten, die ihre natürliche Freiheit nicht mißbrauchten und das Laster nicht kannten. In den Augen des Weisen dürfte dieser Fund wichtiger seyn als alle andere Entdeckungen, die man in der neuen Welt gemacht. Wollen wir den Menschen kennen lernen, wie er von Natur ist; wollen wir wissen, was in seinem Charakter wesentlich, was zufällig ist; wie wir gedacht haben würden, wo kein Anderer vor uns gedacht; wie weit die natürlichen Tugenden ausreichen; ob die Laster unvermeidlich sind; — wollen wir wissen, was die natürlichen Bedürfnisse erheischen; wie viele Dinge der Mensch entbehren könnte; ob eine natürliche Gemeinschaft möglich ist; ob es Sicherheit außerhalb einer solchen geben kann; — will man wissen, was ein Mensch, der sich gänzlich selbst überlassen geblieben, über Religion, Gesetze und gesellige Verbindungen denkt; welche Begriffe von Pflichten uns angeboren sind; wie weit es möglich ist, dieselben in einem Zustande zu erfüllen, wo der Mensch weder die Triebfeder der Ehre, noch die der Furcht kennt; in wie weit das angeborene Pflichtgefühl im Stande ist, die Handlungsweise des Menschen bei Gelegenheiten zu bestimmen, wo Eigennuß, Hunger und der Trieb der Selbsterhaltung ihn zur Unterdrückung desselben auffordern; und will man endlich wissen, was ein Mensch, der nichts von unseren bürgerlichen Einrichtungen, unseren Sitten, Künsten und Erfindungen weiß, von allen diesen Dingen hält und wie er darüber urtheilt: so kann man in der ganzen bekannten Welt kaum ein Volk finden, von welchem man so viel hierüber erfahren und lernen kann, als von den Grönländern. Das, was wir von den Sitten dieses Volkes wissen, ist vorzugsweise dazu geeignet, die Nachrichten der alten Historiker und die Vermuthungen der Philosophen zu bestätigen. Sicher wäre also die genaue Untersuchung des Charakters der Grönländer eine Arbeit, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten mehr verdiente, als das Einfangen, Aufspießen und Klassifiziren von Insekten oder das Streiten über eine in Stein gehauene und verwitterte Inschrift. Ich will daher einige Züge aus dem Charakter der Grönländer hier anführen, die ich aus eigener Anschauung kenne.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß man bei den Grönländern fast nicht ein einziges von den Lastern findet, mit denen alle andere Völker behaftet sind; und dies ist leicht zu begreifen, denn Ungleichheit und Ueberfluß — zwei Hauptquellen von Verbrechen — kennen sie nicht. Diese Tugendhaftigkeit ist also eine natürliche Folge ihres Zustandes. Es giebt aber auch Laster, die von Noth, Drangsal, Mangel an Nahrungsmitteln, an Raum, sich auszubreiten, u. dgl. herrühren. Es kommt oft in Grönland vor, daß

Jagd und Fischelei eine so kärgliche Beute geben, daß viele Familien Hunger leiden. Von diesen Familien wohnen gewöhnlich sechs bis acht auf einem engen Raume zusammen, wo sie alle Wirthschaftlichkeiten gemeinschaftlich besitzen; es kann daher nicht fehlen, daß Einer dem Anderen Schaden zufügt, ohne es zu wollen; wie mancher Topf mit Speise wird da zerbrochen, — wie manches Gefäß mit Thran umgestoßen! aber stets reicht eine kleine Entschuldigung hin, den Benachtheiligten zufriedenzustellen. Nur selten oder fast niemals hört man Jank in diesen engen Wohnungen, und noch weniger kommt es zu Schlägereien oder gar zu Mord. Wenn es in Zeiten der Noth geschieht, daß ein Grönländer einen Wallfisch fängt, so betrachtet er diesen keinesweges als sein ausschließliches Eigenthum; alle in der Nähe wohnende Familien nehmen von ihm mit derselben Freiheit, wie der, welcher ihn fing; und es entsteht auch nicht einmal Streit über diejenigen Dinge, welche sie für das Lederste am ganzen Fisch halten, nämlich über die Haut oder den Schwanz.

Wenn man sie fragt, was sie zu diesem löblichen Benehmen veranlaßt, so antworten sie, es sey von jeher so Gebrauch unter ihnen gewesen, — es müsse und solle so seyn, und es komme ihnen höchst sonderbar vor, daß es Nationen auf der Welt giebt, die anders denken und handeln. Sie halten die Europäer für Menschen von böser Art, die tief unter ihnen stehen. Wenn ein Grönländer in irgend ein Laster verfällt und z. B. Branntwein trinkt, den sie tollmachendes Wasser nennen, so sagen sie, er ist ein Kabluna!, d. h. ein Europäer, geworden. Als ein Geistlicher eines Tages mit ihnen von den ersten Menschen und deren Sündenfall sprach, antworteten sie, Noam könne wohl der Stammvater von den bösen Europäern seyn, nicht aber von ihnen, den Grönländern, deren Vorfahren stets gute Menschen gewesen.

„Ihr schlägt und züchtigt Eure Kinder so häufig“, sagen sie zu den Fremden, „und doch werden sie eben so schlimm wie ihre Landsleute. Wir schlagen unsere Kinder niemals, und sie sind gut.“

Die Grönländer gewähren den Kindern in der That die vollkommenste Freiheit und wenden keine Strafe an. Wenn sie aber sehen, daß die Europäer ihre Kinder züchtigen, so sind sie empört und sagen, jene verdienen nicht, Kinder zu haben. Eben so erstaunt sind sie, wenn sie die Europäer ihre Diensteute und Untergebenen schelten hören. „Ihr behandelt Eure Mitmenschen wie die Hunde“, sagen sie; denn die Grönländer bedienen sich der Scheltworte in der That nur gegen ihre Hunde. Eine Frau, die zänkisch ist und ungehorsam gegen ihren Mann, wird verstoßen. Dieser Ungehorsam ist der einzige Grund zur Scheidung, die jedoch nur selten vorkommt. Seit die Grönländer gesehen, wie eine Dänische Fregatte von beiden Seiten auf Holländische Schiffe Feuer gegeben, wird ein zänkisches Weib von ihnen eine Fregatte genannt. Nach den Beschreibungen, die man ihnen vom Kriege gemacht, bezeichnen sie den Soldaten oder Krieger mit einem Worte, welches in ihrer Sprache ein grimmiges, reißendes Thier bedeutet.

Die Grönländer, welche in Dänemark gewesen sind, geben zu, daß sich unter den Dänen einige Leute finden, die jene an Frömmigkeit und Wohlthätigkeit übertreffen, die meisten wären jedoch sehr böse. Es fällt ihnen schwer, Worte zu finden, um ihren Landsleuten das zu beschreiben, was sie gesehen. Die Häuser nennen sie Eisberge, deren Wände mit gestreiften Hemden beklebt sind, womit sie die Tapeten bezeichnen. Sie finden zwar bald Geschmack an unseren Speisen und häuslichen Bequemlichkeiten, — doch fühlen sie sich fortwährend durch die große Ungleichheit der geselligen Stellung der Individuen, welche unter uns herrscht, verlegt. Sie halten es für grausam und unmenschlich, daß der Reiche dem Armen seine Hülfe verweigert. Die Luft in den großen Städten ist ihnen nicht rein und frei genug. Es ist „zu wenig Himmel“ in Kopenhagen, sagen sie, und es fehlt dort an der „hübschen Kälte“, wie sie sich auszudrücken beliebten.

Sehr begreiflich ist es, daß es in unserer Sprache viele Wörter giebt, welche in der ihrigen nicht ausgedrückt werden können. Dies ist nicht nur der Fall für Konkrete, sondern auch für Abstrakta. Was ihrer Sprache und ihren Begriffen aber fast gänzlich abgeht, sind die meisten Bezeichnungen für gute und böse moralische Eigenschaften. So haben sie z. B. kein rechtes Wort, um das auszudrücken, was wir Sünde, Falschheit, Hochmuth, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Schwelgerei, Verzweiflung, Leppigkeit, Ehrlichkeit, Demuth u. s. w. nennen.

Spanien.

Die Gatomachie oder der Katzenkrieg.

Von Lope de Vega.

(Schluß.)

Vierter Gesang.

Man trifft zuweilen Leute, welche behaupten, die Liebe sey nicht so mächtig, daß der Wille sie nicht beherrschen könne. Aber das sind anmaßende Ignoranten. Die Liebe regiert, durchdringt, belebt mit ihrer geheimnißvollen Kraft Alles, was unter dem Monde ist, und die Katzen sind ein wahres Sinnbild der Liebe. Glaubt ihr, daß ich spase? Geht in einer schönen Winternacht, wenn der Nordwind lustig pfeift, auf die gefrorenen Dächer, und seht die Versammlungen begeisterter Kater, welche einer stolz unter ihnen thronenden Kaze ihre Pundigungen bringen. — Aber diese Digression ist schlecht, weil sie zu lang ist.

Unsere beiden Kater, Marramaquiz und Mizifus, waren also ins Gefängniß gebracht worden, weil sie sich nicht versöhnen wollten, vielmehr der Polizei mit einer gewissen Arroganz geantwortet hatten. Zapaquilba und Nicilde gingen die Gefangenen besuchen, aber sie trafen leider zusammen. Ihr Antlitz war, der Mode zufolge, mit einem dichten Schleier verhüllt. Der eifersüchtige Argwohn erwacht. Sie duseln, zögern, forschen lange Zeit. Endlich naht sich Nicilde und hebt Zapaquilbens Schleier. Diese fragt ihrer Nebenbuhlerin ins Gesicht. Beide stürzen nun mit verdoppelter Wuth auf einander, mißhandeln sich, zerreißen sich Kleider und Hauben und fallen zuletzt erschöpft in Ohnmacht.

Dieser Vorfall diente eben nicht dazu, die Fast unserer beiden Helden abzulürzen. Doch die Zeit ändert Alles. Auch sie wurden endlich in Freiheit gesetzt. Aber die Eifersucht lebte in ihren Herzen. Besonders Marramaquiz wurde ihre Beute. Vergebens rathen ihm seine Freunde, eine Undankbare zu vergessen und in Nicildens Liebe sein Glück zu finden: er kann den Gedanken nicht bannen und schwindet vor Gram und Leid sichtlich dahin.

Nun glaubt Mizifus für immer von diesem Nebenbuhler frei zu seyn und ersucht seinen Freund Zinat, Zapaquilben von ihrem Vater Grimau für ihn zu erbitten. Grimau, ein alter, verständiger und höflicher Kater, gewährt die Bitte mit Vergnügen und setzt der Tochter eine reiche Mitgift aus.

Marramaquiz spielt unterdeß im bitterfüßen Harne mit einer Maus, als ihm Minet athemlos die Nachricht von Mizifus's Verlobung bringt. O Liebe, zu welchen Thorheiten verleitetst du selbst einen edlen Kavaliere! Marramaquiz läßt die Maus fallen, schlägt mit der Linken dem Burschen eine derbe Ohrfeige und verbirgt sich in den äußersten Winkel des Hauses, entschlossen, zu sterben. Bald aber springt er wieder auf, rennt auf das Dach, dann nach der Küche und beginnt einen schrecklichen Lärm. Er war nackt wie der rasende Roland. Er zerbricht Töpfe und Krüge, verschlingt ein Pfund Speck, ohne es zu kauen, und wirft Bratpfanne und Pfannen vom Herde zu Boden. Kein Möbel ist ihm zu hoch. Endlich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, springt er in einen Kessel heißen Wassers, und mit einem Sage wieder heraus, wie Roland aus dem Strome, in welchen er den übermüthigen Rodo mont geworfen hatte.

Der Herr des Hauses kommt auf den Lärm herbei und glaubt, daß der Nachbar Kattengift ausgestreut und seinen Kater vergeben habe. Eilig schickt er zu seinem Freunde, dem Apotheker, nach zwei Unzen Iberial. Marramaquiz nimmt sie mit Heldenmuth und sinkt in einen tiefen Schlaf.

Fünfter Gesang.

Schon war Alles zur Hochzeit bereit. Man hatte Bettern, Freunde und Nachbarn eingeladen und an die Entfernten geschrieben. Marramaquiz durchstreifte einsam und wüthend die Dächer und klagte seufzend wie Philemela.

Auf Grimau's Befehl hatte man einen geräumigen Kornboden zum Feste eingerichtet. Ringsum waren die Bilder alter Helden aufgehängt und auf einer Seite des Saales eine Estrade mit zwei prächtigen Lehnstühlen aufgerichtet.

Schon warfen die Bäume ihren längsten Schatten, und das Geräusch der Städte begann zu verstummen. Die Gäste versammeln sich: der Ball wird eröffnet. Da tritt Zapaquilba ein an der Hand ihrer Mutter. Auf ihrem Haupte glänzt ein Kranz von Frühlingrosen. Um ihre Ohren schlingen sich perlmutterfarbene Bänder, um ihren Hals ein Perlenhalsband. Sie trägt eine Robe von Brokat und goldgestickte Schuhe. Aber reizender als ihre Toilette ist sie selbst. Welcher Anstand, welche Bescheidenheit! Es erhoben sich auch alle Katzen, als sie eintrat, und selbst die ältesten Kater bewunderten sie, wie der Trojanische Senat die schöne Helena. Zapaquilba grüßte die Versammlung, setzte sich, und der Tanz begann von neuem. Aber das finstere Schicksal lauerte.

Pfötzlich tritt Marramaquiz mit bloßem Degen in den Saal. Alles schweigt bestürzt, denn Mizifus war noch nicht erschienen, und der allein hätte ihn hinausweisen können. „Elende Prahler, erbärmliche Kreaturen“, donnert er der Versammlung zu, „wagt ihr, dem Marramaquiz also zu trosten?“ Und er schlägt rechts und links, verwundet und tödtet. Bald war der Boden mit Trümmern der Ball-Toilette besät. Malingrin macht Miene, die Braut zu schützen und fortzuführen. Marramaquiz ergreift ihn wie Herkules den Lichas und schleudert ihn durch eine Dachlücke auf die Straße. Darauf faßt er die Schöne und trägt sie fort wie Pluto die Proserpina. „Mizifus, Mizifus!“

ruft sie verzweifelnd. Aber weder ihre Thränen noch ihre Fußstöße rühren den Marramaquiz. Er bringt sie in sein Haus und sperrt sie in einen Thurm, den er allein kannte.

Das sind die Freuden der Welt! So endete schon mehr als ein selig begonnener Tag.

Sechster Gesang.

Mizifus gerieth auf die Nachricht von der Entführung seiner Gemahlin in eine unaussprechliche Wuth. Er schwur dem Räuber Krieg mit Feuer und Schwert.

Unterdeß suchte Marramaquiz auf tausend Arten das Herz Zapaquilba's zu rühren. Aber sie that nichts als weinen, und ihre Thränen erhöhten ihre Schönheit nur. Ihr Schmerz machte ihn trostlos. Er wußte nicht, was er thun sollte. Mit Tagesanbruch rannte er furchtlos in den nahen Wald, um ein Kaninchen zu fangen, und brachte es der Undankbaren. Es war kein Stück Rindsbraten oder Wildpret in der Küche, das nicht alsbald verschwand. Ja, er ging so weit, ein Huhn vom Spieße zu ziehen, und wenn er sich die Pfoten verbrannte, sagte er nur: fusu! fusu! — Aber alle seine Bemühungen blieben vergebens.

Mizifus aber versammelte seine Bettern und Freunde in dem Hause Grimau's und verklagte vor ihnen den allgemeinen Feind. Die Versammlung wurde tief erschüttert. Man berieth, faßte Pläne, verwarf; endlich beschloß man, vereinigt den Verräther in seiner Feste zu belagern, wie Menelaus seine Gemahlin mitten aus dem brennenden Troja zurückholte.

Siebenter Gesang.

Nieder mit dem Verräther! hallte es im Lager der Griechischen Kater gegen den Trojaner Marramaquiz. Die Fahnen flogen, die Trommel antwortete der Trompete und entflammte den Muth der Kämpfer.

Mizifus musterte die Reihen. Er trägt als Küras eine Schildkrötenschale, auf dem Haupte einen aufgetrempelten Filzhut, beschattet von zwei Federn, einer schwarzen und einer grünen, als Zeichen von Trauer und Hoffnung zugleich. In der rechten schwingt er sein furchtbares Schwert, die linke zügelt den schäumenden Renner.

Marramaquiz hatte leider die Gefahr etwas zu spät erfahren, und als er seine eilig zusammengeraffte Mannschaft musterte, fand er sich ziemlich schwach gegen einen so zahlreichen Feind. Traurig schreitet er durch den Saal, niedergeschlagener als ein Dichter, dessen Tragödie durchgefallen ist: aber Zapaquilba's Augen glänzen; sie ist froher als ein Dichter, der das neueste Stück seines besten Freundes hat auspreisen hören. Doch vergißt der Held nicht, nach den Verteidigungs-Anstalten zu sehen. Er ordnet, belebt, ermutigt.

Da ertönt das Zeichen zum Sturm. Beim Schall der Trommel und der Trompete rücken die Belagerer in geschlossenen Gliedern bis an den Fuß des Thurmes vor. Mizifus steigert in begeisterter Rede ihren Muth bis zur Todesverachtung. Er flüchtet voran und durchbohrt mit gewaltigem Speere sechs seiner Feinde. Sie folgen, sie folgen alle. Der hat schon die Finne erreicht, da durchbohrt ihn das feindliche Schwert, jenen trifft ein Stein, aber tausend andere dringen in die Lücke nach. Es war eine Verwirrung, ein Chaos, wie wenn ein Haus in Flammen aufgeht.

Jupiter betrachtete von seinem Sternenthron diese Schlacht. „Beim Jupiter!“ sprach er, „es ist genug, daß um Helena's willen Troja in Staub gesunken ist. Ich muß sorgen, daß sich die Katzen nicht unter einander vernichten, sonst werden die Ratten sich ins Endlose vermehren, den Erdboden morsch wühlen und zuletzt gar in tollem Uebermuth den Olympus stürmen wollen.“ Sprach's und versammelte dicke Wolken, welche den Tag in finstere Nacht verkehrten. Die Katzen erkennen einander nicht mehr und beendigen den Kampf.

Am nächsten und an den folgenden Tagen beginnt der Streit aufs neue. Die Belagerer setzen unerschrocken ihre Angriffe fort, die Belagerten verharren eben so unerschütterlich in der Verteidigung. Endlich beginnen in der Festung die Lebensmittel zu mangeln. Zapaquilba selbst muß bereits Noth leiden, und die Rosen ihrer Wangen weichen einer tödlichen Blässe.

Da steigt Marramaquiz durch eine Schießscharte heimlich hinaus aufs Dach, um einige Spagen zu erbischen. Nur Alegre, sein treuester Page, begleitet ihn. Aber, o grausames Schicksal! während er am Rande des Daches eine singende Drossel haßt, erhascht ihn selbst der Tod. Ein Prinz, welcher seine Hinte auf Mauer- und Schwalben probierte (hätte es doch nie Mauer- und Schwalben auf der Welt gegeben!), schoß vorbei und traf unseren Kater. So starb der tapferste und erfahrenste Kater, welcher je gelebt hat, und war verloren für Krieg und Rath. Er blieb ausgestreckt, unbegraben auf dem Dache liegen, aber er behielt selbst im Tode die ehrfürchtgebietende Miene, welche seine Feinde mit Schrecken erfüllte. Ja, es malte sich in ihr ein gewisser Stolz, daß er gestorben war, wie er's verdiente, von Königshand.

Alegre brachte zitternd und bleich die schreckliche Nachricht in die Festung. Die Belagerten erhoben ein klägliches Mauzen und rissen sich Haar und Bart aus, wie die Deutschen Soldaten, wenn sie einen General verloren haben. Endlich übergaben sie den Platz, durch Hunger gezwungen. Mizifus vertheilte ihnen mit reichlicher Hand Fleisch und Käse. Zapaquilba umarmte weinend ihren alten Vater und warf sich dann in die Arme ihres Gatten. Am aber die unterbrochene Vermählung von neuem zu feiern, dingte man eine berühmte Schauspielertruppe, welche auf einem improvisirten Theater diese Geschichte zum allgemeinen Ergözen aller Zuschauer auführte.

England.

Die Seidenweber von Spitalfields.

Der Neugierige, der eine große Stadt durchweilt, bekümmert sich selten um die oberen Stockwerke der Häuser. Das Erdgeschloß, der erste Stock, fesseln die Aufmerksamkeit, und man vergißt oft den Ueberbau, die Wohnung des Handwerkers, welche einem Lebens-Philosophen gleichwohl interessanter Stoff zur Beobachtung darbietet. Spitalfields in London liefert den Beweis davon.

Die aus der Hauptstadt nach den östlichen Provinzen Englands führende Eisenbahn beginnt in Shoreditch und zieht, ehe sie das offene Feld erreicht, durch ein wohlbevölkertes Stadtviertel, so daß ihre Schienen mit den Dächern der Häuser parallel laufen. Hier haben die Häuser statt gewöhnlicher Fenster breite und lange mit Glas oder Papier bekleidete Oeffnungen, einer langen Reihe in den Lüften schwebender Baarenläden nicht unähnlich. Trotz der schnellen Fortbewegung des Waggon-Zuges bemerkt Du durch die Fenster Theile von Webstühlen, die Dir verkünden, daß Du im Viertel der Seidenwirker bist. Was bedeuten aber auf den meisten Dächern jene Maschinen, die bald wie große Käfige, bald wie Fallstricke und dann wieder wie Taubenschläge sich ausnehmen? Die Weber von Spitalfields sind die besten Vogelsteller Londons und seiner Umgebungen. Dies ist ein Erwerbzweig, den sie nebenbei treiben; die Hauptstadt wird von ihnen mit Singvögeln jeder Art versorgt.

Als Ludwig XIV. die Protestanten aus seinen Staaten trieb, dachte er nicht daran, daß er England mit einem Industrie-Zweige beschenke, den Frankreich bis dahin fast ausschließlich kultivirt hatte. Um das 13te Jahrhundert erschienen seidene Stoffe, damals etwas sehr Seltenes in Europa, zum ersten Mal in England. Die Neuheit und Kostbarkeit dieser Stoffe erregten allgemeine Bewunderung bei dem Englischen Adel. Eine Parlaments-Akte von 1363 beschränkte den Anbau gewisser Gebiete der Industrie; ausgenommen das Brauen, Bäcken, Spinnen und Weben. Von jener Epoche an gab es sogenannte Seidenwirkerinnen, die nur mit Bandweberei zu thun hatten. Man weiß nicht, ob diese Frauen ein eigenes Viertel von London bewohnten; aber so viel ist gewiß, daß Spitalfields und seine Umgebungen damals ohne Häuser waren.

Im Jahre 1463 verbot das Parlament die Einfuhr von Trefsen, Bändern, Franzen, Schnürchen, Stickerien, Börsen und Gürteln aus Seide. Dieses Verbot wurde aber, zum großen Verdrusse der Englischen Handarbeiterinnen, oft umgangen, woraus man also den Schluß ziehen kann, daß die in England fabrizirten Gegenstände weder an Güte noch an Wohlfeilheit denen des Auslandes gleich kamen. Ein neues Verbot wurde 1502 bekannt gemacht; es erstreckte sich aber nicht auf Seidenzeuge von einer gewissen Breite. Die sogenannten Lustrins, Atlasse, Sammt-Arten u. s. w. fabrizirte man erst ein Jahrhundert später. Jakob I., dessen Versuch, Seidenwürmer einzuführen, scheiterte, war in seinen Anstrengungen zu Verbesserung der Seiden-Fabrication glücklicher. Er bewog einen Kaufmann, Namens Burlabach, Weber und Seidenfärber nach London kommen zu lassen. Die Fabrication der Seidenstoffe von ansehnlicher Breite machte solche Fortschritte, daß die Londoner Seidenweber im Jahre 1629 zahlreich und bedeutend genug wurden, um in der Gewerbe-Zinnung Aufnahme zu finden.

Unter Karl I. regelten mehrere Parlaments-Akten die Privilegien der Weber-Zinnung und bestimmten die Lehrzeit auf 7 Jahre. Einen neuen Aufschwung erhielt aber dieser Industrie-Zweig, als Ludwig XIV. im J. 1685 das Edikt von Nantes annullirte. Wohl eine Million fast sämtlich zur gewerbetreibenden Klasse gehörender Individuen, wanderten damals aus, und ein großer Theil derselben ließ sich in England nieder. Die damaligen Schriftsteller reden insonderheit von denen, welche die Seiden-Fabrication im Großen nach London brachten. Unter 13,500 Französischen Emigrirten zählte man etwa 500 adelige Familien, Advokaten, Geistliche, Aerzte und Kaufleute: alle Uebrigen waren Gewerbs- und Ackerleute. Eine zu ihren Gunsten angestellte Kollekte betrug in einem Jahre 40,000 Pfd. Sterl. Vier Jahre später gestattete König Karl II. allen protestantischen Refuge's, an jedem Orte Englands, wo es ihnen gefiele, sich niederzulassen und Alles, was sie besaßen, zollfrei einzuführen. Sie erhielten unentgeltliche Bürgerbriefe und die Erlaubniß, mit denselben Privilegien wie die Eingebornen ihr Gewerbe zu betreiben.

Der Impuls, den die Seiden-Fabrication damals erhielt, wurde besonders in Spitalfields wichtig. Die Emigrirten machten hier Arbeiten, welche bis zu ihrer Ankunft in England unbekannt gewesen; sie fabrizirten Tafft, Atlas, schwarzen Sammt u. s. w. Aber gleich nach ihrer Niederlassung hielten sie um speziellen Schutz und erwirkten ein Verbot der Einfuhr aller ausländischen Modewaaren von Seide. Im Jahre 1718 förderte Sir Thomas Lombe die Seiden-Fabrication in hohem Grade, indem er eine Methode, die rohe Seide durch Maschinen zu „organiren“, aus Italien in England einfuhrte. Das Parlament bewilligte ihm dafür eine Prämie von 14,000 Pfd. Sterl.

Aus einer Eingabe der Seidenweber-Zinnung ober, wie sie damals hieß, des „Königlichen Lustrin-Gewerkes“ vom J. 1718 ergibt sich, daß die Fabrication damals zwanzig Mal bedeutender war, als sie 1664 gewesen, daß man alle Sorten schwarze, farbige, Gold- und Silberstoffe von Seide anfertigte und seidene Bänder von gleicher Güte wie die in Frankreich fabrizirte, welches Land noch 25 Jahre früher für 300,000 Pfd. Sterl. dieser Stoffe eingeführt hatte.

Als Lombe's Maschine eingeführt ward, glaubte man, die Seidenfabrication könne in England vollständig bewirkt werden, und es sey zu diesem Zwecke nur Rohseide nöthig. Allein man täuschte sich und kam bald zu dem Ergebnis,

daß die Italiänische Organfin-Seide unentbehrlich sey, um den Fettel oder Aufzug des Gewebes zu bilden. Damit der Leser dies gehörig verstehe, lassen wir einige Details, die Fabrication betreffend, folgen. Die meisten Seidenstoffe haben, gleich den baumwollenen Stoffen, Fäden, die sich kreuzen und durchschlingen. Die der Länge nach laufenden Fäden heißen der Aufzug, die der Quere nach laufenden der Einschlag. Jener besteht aus Fäden von gezwirnter, auf der Mühle zugerichteter Seide (Organfin). Die rohe Seide wird aus Italien, Indien, China und einigen anderen Ländern eingebracht; sie ist in Strähnen enthalten und muß, ehe sie gewebt werden kann, durch die Hände der Zwirner gehen, welche Aufzug- und Einschlagfäden daraus machen. Die letzteren bestehen aus zwei oder drei leicht gedrehten Fäden; aber die Organfin-Seide erheischt mehr Arbeit. Die Rohseide wird zuerst auf Spuhlen zu einfachen Fäden gehaspelt, dann vereinigt man zwei oder mehrere dieser Fäden auf anderen Spuhlen; endlich werden die also vereinigten Fäden zusammengedreht. Diese Operationen gehen der Weberei voran und sind ganz davon getrennt. Die meisten Einwohner von Spitalfields beschäftigen sich mit Weberei. Die Zwirner arbeiten in den sogenannten Seidenspinnereien. Trotz Lombe's Maschine und trotz der so sehr vorgeschrittenen Mechanik in England geben die Seidenweber noch immer der Organfin-Seide aus Italien den Vorzug, wogegen die Englischen Einschlag-Fäden ihnen am besten zusagen. Diese Verschiedenheit erklärt sich wohl aus dem Einflusse des Klimas auf eine so delikate Substanz; denn man weiß, daß bei einem gewissen Zustand der Atmosphäre die Seiden-Zwirnerei in England nicht mit Vorteil von Statten geht. Vielleicht werden auch die Fibern durch den Transport beschädigt, ehe sie gezwirnt sind, oder durch die Länge der Reise, welche ihre Qualität verschlimmert; denn die Zwirner geben immer der neuen Seide den Vorzug und verarbeiten ungern diejenige, die lange im Magazin geblieben ist. Daher wird die Italiänische Organfin-Seide immer noch in England eingeführt.

Unter den Regierungen der Königin Anna und der Könige Georg I. und Georg II. war die Zahl der Seidenweber in Spitalfields in solchem Grade angewachsen, und die Französischen Seidenzeuge wurden, trotz des Protections-Systems, so häufig eingeschmuggelt, daß die Weber doppelte Zölle auf ausländische Seidenzeuge in Anspruch nahmen. Da die Gesetzgebung nicht sehr disponirt schien, ihr Gesuch zu bewilligen, so wurden sie zudringlicher und begaben sich am 10. Februar 1764 unter Trommelschlag und mit fliegenden Fahnen nach dem Unterhause, um das absolute Verbot ausländischer Seidenzeuge zu entziehen. Ein auf solche Weise überreichtes Gesuch konnte nicht angenommen werden; doch verringerte man den Einfuhrzoll auf Rohseide, und die Einfuhr seidener Bänder, Strümpfe und Handschuhe ward verboten. Ein Jahr später machte man neue Zugeständnisse, um bedrohliche Kollisionen zu vermeiden.

Aber diese Nachgiebigkeit der gesetzgebenden Macht trug bald ihre Früchte. Von ihren Erfolgen ermutigt, forderten die Weber eine Erhöhung ihres Lohnes und zerschlugen die Webstühle. Diesen aufrührerischen Bewegungen folgte 1773 eine Parlaments-Akte, welche die Aldermänner Londons und die Magistrate von Middlesex autorisirte, den Arbeitslohn der Seidenweber zu regeln. Die Fabrikherren, welche den Arbeitern einen höheren Lohn geben würden, als den festgesetzten, sollten eben so straffällig seyn, als die Arbeiter, die ihn verlangten. Auch durfte kein Weber fernerhin mehr als zwei Lehrlinge gleichzeitig beschäftigen. Diese gesetzlichen Verfügungen bilden die sogenannte „Spitalfields-Akte“, welche, nachdem sie bis 1824 in Kraft geblieben, auf Verlangen der Fabrikherren im genannten Jahre wieder ungültig gemacht wurde. Diese Klagen besonders darüber, daß sie ihre verständigsten und geschicktesten Arbeiter nicht belohnen könnten; denn die Gleichheit des Arbeitslohns vernichte allen Wettstreit; und so war der ganze Industriezweig damals kaum etwas weiter vorgeschritten als zur Zeit der Ankunft der Französischen Refuge's. Die Herren Huskisson und Ricardo nahmen die Sache der Bittsteller lebhaft in Schutz, und ihr glücklicher Erfolg sowohl als die Einführung des Jacquardschen Webstuhls, mit dessen Hülfe man faconirte Seidenzeuge leichter anfertigt als mit Hülfe der alten Methode, hat dem Gedeihen dieser Industrie großen Vorschub gethan. Gegenwärtig beschäftigt sich die Elite der Weber von Spitalfields mit der Fabrication eines Stückes Seide, dessen allegorisches Dessin alle Details des Original-Gemäldes wiedergeben wird. Diese Arbeit soll nicht bloß Alles, was England in dieser Art Bestes hervorgebracht, sondern auch die schönsten Arbeiten der Seidenweber von Lyon verdunkeln. *)

In seinem Bericht an die Commissaire für das Armengesetz (1837) beschrieb Dr. Kay die inneren Einrichtungen der Seidenweber-Familien. Der Arbeiter hat gewöhnlich zwei Webstühle, den einen für sich, den anderen für seine Frau. Wenn seine Familie heranwächst, so werden die Kinder, Eines nach dem Anderen, zur Arbeit angehalten. Im 6ten und 7ten Jahre haspeln sie; im 9ten und 10ten klauen sie die Seide aus, und im 12ten und 13ten beginnen sie am Webstuhl zu arbeiten. Ein einfaches Seidenzeug lernt das Kind bald weben; auch sieht man bei einem Arbeiter oft vier Webstühle, an welchen alle Glieder der Familie beschäftigt sind. Mit dem Jacquardschen Webstuhl kann ein Arbeiter etwa 25 Schilling wöchentlich verdienen; nur in außerordentlichen Fällen und für Arbeiten von erster Qualität erhalten sie täglich bis 15 Schilling.

*) Die Seidenfabrik der Herren J. A. Meyer u. Comp. in Berlin und Brandenburg, welche unabhligte fleißige Hände beschäftigt, hat im vorigen Jahre eine Arbeit dieser Art geliefert: nämlich ein von Professor Klobber gezeichnetes großes Tableau mit dem letzten Willen des verewigten Königs Friedrich Wilhelm's III. und dem darauf Bezug habenden Schreiben Sr. Maj. des regierenden Königs, — eine Arbeit, die noch dem Urtheil der Sachkenner Alles übertrifft, was bisher von den Seidenfabriken Deutschlands, Frankreichs und Englands hergestellt worden. D. A.

In einem (1831—32 abgefaßten) Berichte an das Comité für Seidenhandel ist gesagt, daß die Bevölkerung desjenigen Viertels, welches Spitalfields, Mile-end-Town und Bethnal-Green umfaßt, damals 100,000 Seelen betragen habe, wovon die eine Hälfte unmittelbar, die andere mittelbar und wenigstens zum Theil der Seiden-Fabrication ihren Unterhalt verdanke. Die Zahl der Webstühle schwankt zwischen 14,000 und 17,000. Oft trifft es sich, daß wegen Mangels an Bestellungen 4000 bis 5000 Webstühle feiern müssen, und da man, die Kinder eingerechnet, ungefähr drei Mal mehr Arbeiter als Webstühle rechnen kann, so ergibt sich hieraus, daß zuweilen 10,000 bis 15,000 Arbeiter unbeschäftigt seyn müssen.

Die Seidenarbeiter sind, so weit sich ermitteln läßt, größtentheils Engländer und Englischer Abkunft; was aber die Fabrikherren betrifft, so vertragen schon ihre Namen Französische Abstammung. So können die Guillebaud's, die Desormeaux's, die Chabaud's, Turquand's, Merceron's und Chauvet's ihr Geschlecht ohne Zweifel bis auf die Emigrirten von 1685 zurückführen.

Wir haben schon erwähnt, daß die Seidenweber von Spitalfields auch die Vogelsteller von London sind. Beim Abriechen der Vögel beweisen sie erstaunliche Geduld, und oft stellen sie über die Geschicklichkeit und Ausdauer ihrer Zöglinge große Betten an. Zwei rivalisirende Vögel werden an denselben Ort gebracht, und derjenige, welcher in der Zeit, die ein Lichtstummel von einem Zoll zu brennen hat, am meisten zwitschert, gewinnt die Bette. Einige dieser abgerichteten Vögelin sollen während einer Viertelstunde 170 Mal gesungen haben, und von einem Hänfling wird sogar erzählt, daß er vor lauter Anstrengung zuletzt ohnmächtig geworden sey!

Herr Porter giebt folgende Schilderung von einer Weber-Familie, die am Jacquardschen Webstuhl arbeitete. „Ein Mann, eine Frau und zehn Kinder waren, mit Ausnahme der beiden jüngsten Kleinen, sämmtlich beschäftigt, jedes nach seinen Mitteln und Kräften. Von einem seiner Söhne unterstützt, stichelte der Vater eine Anzahl Pappentücher, wie sie am Jacquardschen Webstuhl gebräuchlich, und zwar nach Ziffern, die ein zweiter Sohn, ein schöner und verständiger Knabe, ihm vorlas. In einem anderen Gemache befanden sich zwei etwas ältere Knaben, die einen Theil des Apparates, namentlich kleine Bleistangen, ordneten und an Bindfäden befestigten. Die Mutter und eine ihrer Töchter zwirnten Seide; drei andere Mädchen, von denen jedes einen eigenen Webstuhl hatte, webten faconirte Stoffe. In der ganzen emstigen Familie herrschte eine wohlthuende Ordnung und Heiterkeit. Alles war reinlich und gut gekleidet, die mit dem Blei beschäftigten Knaben allein ausgenommen.“

Ohne Zweifel gilt diese Beschreibung einer Eliten-Familie, dergleichen es nicht eben viele giebt. Ersteige in einem an der Eisenbahn liegenden Hause das oberste Stockwerk, zu welchem eine Leiter führt, so gelangst Du durch eine Fallthür in eine große Mansarde. Hier arbeiten ein Greis und sein Weib, jedes an einem Webstuhl, der vor einem der obgedachten ungeheuren Fenster steht. Bei den Webstühlen stehen zwei Haspel-Maschinen; die Mitte des Gemaches nimmt ein altes Bett ein, mit einer Decke, die, wie ein Parkskin-Anzug, alle Farben hat, aber höchst reinlich ist. Einiges Hausgeräth, ein paar alte Kupferstücke, Blumentöpfe und zwei oder drei Vögel bilden das poetische Möblement des Gemaches, welches gleichzeitig als Speisesaal, Küche, Schlafstube und Werkstatt dient. Der Mann arbeitet an einem Stücke schwarzem, die Frau an einem Stücke blauem Atlas; ihr ganzer Wochenlohn beträgt je 7 bis 8 Shilling. Der Mann ist, wie fast alle Seidenweber von Spitalfields, kleiner Statur und von gepreßtem Ansehen, aber verständig und mittheilbar.

Das Elend dieses Viertels ahnt man schon aus der in den Straßen herrschenden Stille und Dede. Einen Markt giebt es zwar, es werden aber nur Kartoffeln dahin gebracht. Auf jedem Schritte sieht man Zettel an den Häusern, mit Aufschriften wie: „Böhlthätigkeits-Verein“, „Leibhaus“, „Verein zur Bekämpfung der Armen“ u. s. w., meistens lägenhafte Ankündigungen; denn man weiß recht gut, daß die angeblichen Stifter philanthropischer Vereine den Armen gewöhnlich ungeheure Zinsen für ihre Hilfsleistungen abnehmen. In einigen Straßen von Spitalfields findet man Steinkohlen zu 10 und 12 Pence den Zentner angekündigt, und bei strenger Kälte verabreichen einige Bäcker den Seidenwebern gegen Anweisungen das nöthige Brod. Die Anweisungen sind von Böhlthätigkeits-Vereinen ausgestellt. Ein Barbier-Laden führt die Aufschrift: „Hier wäscht man sich gut für einen Farthing!“ Ein Anschlag an der Thür einer Schenke lautet dahin, daß der Eigenthümer dieses oder jenes abgerichteten Vogels jeden Hänfling oder Stieglitz auf der ganzen Welt zum Wettgesang mit seinem kleinen Zögling auffordert. Tausend Guineen sind zu gewinnen!!

Es giebt in diesem Viertel Schulen, in welchen die Kinder für 2 Pence wöchentlich lesen und arbeiten lernen. Die Krämer und Höfer verkaufen neben ihren Vegetabilien auch Weberspulen und andere zum Weben nöthwendige Dinge.

Die meisten Häuser haben mehr Papier-Scheiben als Glas-Scheiben an ihren Fenstern. — Dieses Gemälde von Spitalfields ist nicht sehr erfreulich, aber leider! mit dem Originale ganz übereinstimmend.

(Knight's London.)

— Alberti's Tasso eine Fälschung. Eine unerwartete Nachricht geht uns aus Italien zu: nämlich daß die von dem Grafen Mariano Alberti in Rom vor mehreren Jahren herausgegebenen Briefe und anderen Handschriften Tasso's (Manoscritti inediti di Torquato Tasso) fast sämmtlich unecht und ein betrügerisches Machwerk des jetzt in der Engelsburg sitzenden Herausgebers seyen. Ein Prozeß, den ein Buchhändler gegen ihn angestellt, hat zu diesem Resultate geführt, daß, obwohl in Italien Manche gegen den Herausgeber der Manoscritti schon früher etwas mißtrauisch geworden waren, doch Niemand in diesem Umfang erwartet hatte. Eine auf Antrag des Römischen Tribunals zusammengesetzte Kommission von Sachverständigen aus dem philologischen Kollegium hat nach genauer Untersuchung der bei Alberti in Beschlag genommenen Manuskripte und sonstigen Gegenstände (die aus Geschenken bestehen sollten, welche angeblich die Prinzessinnen von Este und andere Personen dem Dichter Tasso gemacht haben) ein motivirtes Gutachten darüber abgegeben. Es geht daraus — wie in einem ausführlichen Artikel der Allg. Zeitung berichtet wird — hervor, daß in den 37 Gedichten, die Alberti im J. 1833 unter dem Titel „Rime del Sign. Torquato Tasso, scritte di sua propria mano“, versehen mit dem Stempel der Falconieri'schen Bibliothek von 1770 und mit Anmerkungen von G. B. Guarini und Carlo Strozzi, vorgezeigt und sodann abdrucken ließ, einiges Echtes mit vielem Unechtem vermischt sey; und zwar befindet sich das Echtes bereits in den früher gedruckten Ausgaben der Dichtungen Tasso's, ist jedoch von Alberti mit Nachahmung der Handschrift des Dichters und mit einigen willkürlichen Varianten neu kopirt. Die bis dahin gänzlich unbekannt gewesenen Gedichte dagegen sind eben so, wie verschiedene dabei mitgetheilte Glossen, Anmerkungen und Erwiederungen auf wirkliche Poesieen Tasso's, falsch und untergeschoben; falsch sind die Briefe Tasso's, die Briefe des Herzogs Alfons, der Prinzessinnen, des Herzogs von Mantua, die Noten Guarini's, Joppa's und so der Reihe nach bis auf die des Monsignor Ottavio Falconieri, dem die Manuskripte geschenkt worden seyn sollen, falsch die verschiedenen Noten zu gedruckten Büchern, die Namen der Besitzer in denselben, untergeschoben die Stickerien, die aus späterer Zeit stammen, untergeschoben das Portrait Leonorens, welches eine Dame aus dem Hause Trotti in Ferrara darstellt und überdies verfälscht ist. Verfälscht sind gleichfalls einige echte Schriften durch Aenderungen und Zusätze. Falsch sind die Stempel der Falconieri'schen Bibliothek, falsch die Siegel an den Briefen. Ein Arsenal von Hülfsmitteln zur Bewirkung des Betrugs wurde bei der Haussuchung gefunden: eine Menge Faksimile's und Schriftversuche, Alphabete, Modelle zu Briefen in der im 16. Jahrhundert üblichen Form, viele Auszüge aus Schriften, die sich auf Tasso und seine Umgebung beziehen, Entwürfe zu den Briefen und Gedichten, die man in angeblich Tasso'scher Handschrift fand, wie zu anderen nicht vorhandenen, die wahrscheinlich die Sammlung bereichern sollten, sehr viele Blätter alten Papiers, aus Büchern und Manuskripten jener Zeit herausgeschnitten und zu den neuen Compositionen bestimmt. Die Dinte, womit diese Sachen geschrieben, ergab sich bei der Untersuchung als ein Gemisch von Eisentrost, Gummi und Wasser, bisweilen auch war es Sepia: Ingredienzen, die sich gleichfalls vorfinden. In das Detail der Untersuchung einzugehen, ist hier der Ort nicht; dieselbe giebt aber den schon oft gelieferten Beweis, daß die Pflichtigkeit bei Fälschungen nur bis zu einem gewissen Punkt geht und Manches übersehen und unbeachtet läßt, was ihr nachmals das Urtheil spricht. Hier bloß von materiellen Dingen zu reden, ist dies in den Alberti'schen Manuskripten mit der Qualität des Papiers, den Brüchen in denselben und selbst den Burmstichen, den künstlichen Flecken und den Radirungen, wie den durch Scheidewasser weggebeizten Worten und ganzen Zeilen, die bei der chemischen Untersuchung wieder zum Vorschein kamen, der Art der Einbände u. s. w. der Fall. Die Zahl der echten Gegenstände wurde von der Kommission als eine sehr geringe erkannt. So ist der Stand dieser tragi-komischen Angelegenheit. Das Urtheil über Alberti ist noch nicht gesprochen, wird aber bald gefällt werden, und dürfte der Ausgang nicht zweifelhaft seyn.

— Neue Art ländlicher Unterhaltung. Außer den von uns kürzlich erwähnten Gesang-Vereinen haben sich in der letzten Zeit in Belgien und namentlich in den beiden Ländern auf dem Lande viele andere Vereine zu sogenannten künstlerischen Zwecken gebildet. So ist zu Meldert, einer Ortschaft in Ostflandern, eine Gesellschaft zusammengesetzt, um sich in der „Kunst der Grimace“ zu vervollkommen. Ein Blämischer Journal theilt unter Anderem folgendes aus einem Programme dieser Gesellschaft mit: „Es sind Preise ausgesetzt für diejenigen, welche die drolligsten Grimacen, Fratzen, Mäuler u. im Saale des Herrn Joseph van den Bossche in Meldert machen werden. Am Sonnabend den 23. März 1843 werden von der Gesellschaft in diesem Saale außerordentliche Versuche dargestellt, und man wird die seltsamsten Gesichter schneiden, die man noch jemals von Menschen gesehen. Die Vorstellung fängt um 2½ Uhr Nachmittags an. Alle Liebhaber dieser Kunst werden hierdurch eingeladen, Proben von dem zu geben, was sie zu leisten vermögen. Der erste Preis besteht in einer silbernen Pfeife nebst Deckel; der zweite Preis in einer silbernen Pfeife; der dritte Preis in einer verzierten und der vierte in einer vergoldeten Pfeife. Eine aus mehreren Sachverständigen bestehende Jury wird das Richteramt bei diesen angenehmen künstlerischen Uebungen versehen. Der Präsident J. Robyns.“